

Ein Land verweigert den Handel

Vom frühen 17. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts brach Japan praktisch alle Handelsbeziehungen zum Ausland ab. Ob diese Handelsverweigerung der Entwicklung des Landes zum Nutzen oder zum Nachteil gereichte, ist im Rückblick nicht eindeutig zu sagen.

VON JÖRG FISCH

Im Jahre 1779 erschien in dem norddeutschen Städtchen Lemgo eine kleine Schrift mit dem umständlichen Titel «Beweis, dass im Japanischen Reiche aus sehr guten Gründen den Eingebornen der Ausgang, fremden Nationen der Eingang, und alle Gemeinschaft dieses Landes mit der übrigen Welt untersagt sey». Ihr Autor, der Arzt Engelbert Kämpfer (1651–1716), ein Sohn der Stadt Lemgo, hatte sie erstmals im Jahre 1712 veröffentlicht, auf lateinisch und ohne grosses Echo. Erst lange nach seinem Tode gab Christian Wilhelm Dohm (1751–1820) eine deutsche Übersetzung heraus. Kämpfer gilt bis heute als der bedeutendste westliche Japanforscher des 17. und 18. Jahrhunderts, obwohl er nur gut zwei Jahre im Lande verbrachte, von 1690 bis 1692.

Was war der Hintergrund für Kämpfers kleine Streitschrift? Die Portugiesen, als Pioniere der europäischen Seefahrt nach und des europäischen Handels mit Asien, waren 1543 bis nach Japan gelangt. Sie fanden ohne Schwierigkeiten Handelspartner, war doch der Austausch für beide Seiten äusserst lukrativ. Zu den Händlern gesellten sich bald auch überwiegend jesuitische Missionare. Nach einer heroischen, aber wenig erfolgreichen An-

fangsphase unter dem Pionier der Asienmission, Franz Xaver, der 1549–1551 in Japan weilte, stellten sich in den folgenden Jahrzehnten erstaunliche und für die Missionare selbst überraschende Erfolge ein, deren Gründe bis heute umstritten sind.

In Japan herrschte jedenfalls eine offene, tolerante religiöse Situation mit Kulturen, die dem Katholizismus Anknüpfungspunkte boten. Gleichzeitig war es eine Zeit vielfältiger Bürgerkriege, in der Handel mit den Europäern einem lokalen oder regionalen Herrscher wichtige zusätzliche Ressourcen erschloss. Und die Missionare vermochten den Handel durchaus als Anreiz einzusetzen, indem sie ihren Einfluss dafür verwendeten, dass portugiesische Schiffe hauptsächlich in Gebiete fahren, deren Herrscher das Christentum angenommen hatten.

Abschliessung des Landes

Auf diese Weise wurden Handel und Mission eng mit politischen, und über die Bürgerkriege auch mit militärischen Fragen verknüpft. Das wurde den Portugiesen zum Verhängnis, zumal mit der Zeit auch Rivalitäten zwischen verschiedenen katholischen Orden sowie zwischen den Portugiesen und den von den Philippinen aus operierenden Spaniern entstanden.

Im frühen 17. Jahrhundert gelangten die Bürgerkriege zum Abschluss. Japan wurde, unter Beibehaltung der traditionellen Kaiserdynastie, aber unter der faktischen Herrschaft der Tokugawa-Shogune, geeint. Die Shogune waren misstrauisch gegenüber allem Fremden, hatten doch manche ihrer Gegner das Christentum angenommen und Handel mit den Europäern getrieben. Für diese war es profi-

tabler, mit einer Vielzahl schwacher Herrscher zu verkehren, als mit einem mächtigen, zentralisierten Staat.

Die Folge war zunächst die rigorose Unterdrückung der neuen Religion, die seit 1612 zu einer der blutigsten und grausamsten Christenverfolgungen in der Geschichte geriet. Nachdem die Shogune ohne Erfolg versucht hatten, den Aussenhandel auf Kosten der lokalen und regionalen Herrscher in ihren eigenen Händen zu konzentrieren, machten sie sich daran, möglichst alle Kontakte mit Fremden zu unterbinden. 1635 verboten sie allen Japanern, ins Ausland zu fahren. Wer dort war, durfte nicht in die Heimat zurückkehren. 1639 vertrieben sie die Portugiesen.

Japan isolierte sich indessen nicht gänzlich vom Rest der Welt. Innerhalb enger Grenzen und unter strenger Aufsicht und Kontrolle blieb der Handel erlaubt, und zwar je einer westlichen und einer östlichen Nation. Die Holländer, die die japanische Seite zeitweise gegen Portugiesen und christliche Japaner unterstützt hatten, durften seit 1641 noch einmal im Jahr einige Schiffe nach Nagasaki senden. Dort wurden sie auf der künstlichen Insel Deshima praktisch gefangengesetzt. Der Austausch war streng kontrolliert. In ähnlicher Weise wurden die Chinesen behandelt.

Insgesamt wurde der Aussenhandel so auf einem sehr viel niedrigeren Niveau gehalten, als wenn er dem freien Spiel der Marktkräfte überlassen geblieben wäre. Noch weit stärker als für den materiellen galt das für den geistigen Austausch, der praktisch unterbunden wurde. Kämpfer lernte Japan als Arzt der niederländischen Niederlassung kennen. Am meisten profitierte er von der zweimaligen Teilnahme an einer

Dr. Jörg Fisch ist ordentlicher Professor für allgemeine neuere Geschichte an der Universität Zürich.

Gesandtschaft nach Tokio, mit der die Holländer dem Shogun fast jedes Jahr huldigen mussten.

Kämpfers Rechtfertigung

Ein solche Selbstisolation leuchtet im Zeitalter der Welthandelsorganisation und der Globalisierung gewiss nicht ohne weiteres ein. Wie kam der beste Japankenner der Zeit darauf, sie zu begrüssen und zu rechtfertigen?

Kämpfer verweist zunächst auf das Gegenargument, «dass dieser kleine Erdkörper nach dem Gefallen der höchsten Weisheit zum gemeinschaftlichen Vaterland aller Menschen ausgewählt sey». Dem steht entgegen, dass Gott «die Nationen, welche diese Erde bewohnen, durch Sprachen, Sitten und Fähigkeiten von einander getrennt und geschieden» hat. Grosse Reiche, die viele Völker umfassen, zerfallen rasch wieder. Ein Staat, der alles hat, was er benötigt – und Japan ist ein solcher Staat par excellence –, ist deswegen geradezu verpflichtet, «seine Bürger und seine Grenzen vor den Lastern, der Gierigkeit, dem Betrüge und den Waffen der Fremden zu sichern, von denen er nichts bedarf».

Kämpfer geht also von einer Art natürlichem Antagonismus zwischen den Völkern aus, den man am besten durch deren möglichst scharfe Trennung vermeidet, solange sie nicht für ihr Überleben auf Zusammenwirken angewiesen sind. Das ist aber bei den Japanern nicht der Fall; sie sind vielmehr in jeder Hinsicht selbstgenügsam:

«Dies Volk übertrifft alle andre der Welt an Sitten, Tugend, Künsten und feinem Betragen, und ist ausnehmend glücklich durch seinen innern Handel, seinen fruchtbaren Boden, seinen gesunden und starken Körper, seine muthige Seele, seinen Ueberfluss an allen Bedürfnissen des Lebens, seine ununterbrochne innere Ruhe. Gewis, wenn ein Bürger Japans seinen itzigen Zustand mit

der ehemaligen Freiheit vergleicht, oder auch in die entfernteste Geschichte seines Vaterlandes zurückgeht; so wird er keinen Zeitpunkt finden, in dem es sich glücklicher befunden hätte, als izzt, da es durch den höchsten Willen eines Regenten regiert, und von der

Ausländische Handelsschiffe durften ab 1641 nur noch die künstliche Insel Deshima vor Nagasaki anlaufen.



Bild: Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin

Gemeinschaft mit der ganzen übrigen Welt abgeschnitten und völlig verschlossen ist.»

Dohms Gegenmodell

Gegen dieses Ideal des ungestörten, von allen verderblichen äusseren Einflüssen freizuhaltenden, geradezu zeitlosen Glücks entwirft Kämpfers Herausgeber Dohm, der immerhin 67 Jahre später schreibt, ein Gegenmodell, in dessen Mittelpunkt der Fortschritt steht.

Laut Dohm haben die Asiaten zwar fast alle Wissenschaften und Künste erfunden. Danach aber haben sie stagniert, und sie sind von den Europäern überholt worden. Die Japaner sind keineswegs glücklich, sondern einer schlimmen Despotie unterworfen. Zwar bestreitet Dohm ihnen nicht das Recht, sich abzuschliessen: «Alles, was ein Staat zu seiner Erhaltung nöthig hält, ist gerecht, und kein Staat in der Welt kan einen andern mit Recht zwingen, seine Unterthanen in sein Land zuzulassen, wenn er es nicht gut findet. Auch die Unterthanen müssen sich alle Einschränkungen ihrer Freiheit gefallen lassen, so lange sie Glieder des Staats bleiben wollen, oder nicht nach dem Willen der Meis-

ten und Stärksten ihm eine andre Form geben.»

Diese Verabsolutierung des Staates aber wird sogleich aus der Sicht der Gesellschaft und des Fortschritts zurückgenommen: «Sonst aber ist es für die Nation selbst unstreitig ein grosses Un-

glück, von allen übrigen Menschen so feindseelig geschieden zu seyn. Nie kan sie in Kultur und Aufklärung weiter kommen, denen sie so unnatürlich den Eingang versperrt; nie kan sie den Kreis ihres Genusses erweitern; nie ihre Produkte so vermehren und verarbeiten, als es sonst möglich wäre; nie endlich darf sie fremde Hülfe gegen den Despotismus hoffen, der sie so gewaltsam niederdrückt.»

Dohm wagte auch eine Voraussage: Russland wird Japan eines Tages wieder dem Handel und Verkehr mit der übrigen Welt öffnen. Er hat im Kern recht behalten, auch wenn er sich im Land, das die Öffnung zuwege brachte, täuschte. Die japanische Abkapselung wurde noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts durchgehalten. Einzig der geistige Austausch wurde etwas erleichtert, indem mehr europäische Bücher zugelassen und ins Japanische übersetzt wurden. 1853 aber kreuzte ein US-amerikanisches Geschwader vor der Küste Japans auf. Es hatte den Auftrag, eine Öffnung des Landes für den Handel durchzusetzen. Die Japaner erhielten ein Jahr Bedenkzeit. Sie hatten sich, als die Amerikaner 1854 zurückkehrten, nach langen internen Auseinan-

dersetzungen zum Nachgeben entschlossen.

Die Öffnung für den internationalen Handel erzwang bald auch einen Wandel des politischen Systems. Wenngleich man nicht einfach, im Anschluss an Dohm, von einer Beseitigung der Despotie sprechen konnte, so übernahm Japan doch zunehmend westliche Verfassungsprinzipien. Vor allem aber reformierte es Verwaltung und Armee. Die Erfolge sind bekannt. Japan avancierte rasch zu einer Grossmacht, die 1894/95 China und 1904/05 sogar Russland militärisch besiegte.

Der Zweite Weltkrieg zeigte, auch wenn das Land schliesslich besiegt wurde, eine Kraftanstrengung sondergleichen, und die Stärke Japans offenbarte sich erst recht im phänomenalen wirtschaftlichen Aufstieg danach. Ein grösserer Kontrast als der zwischen dem von der Umwelt abgeschlossenen, stagnierenden Staat von 1850 und dem triumphierenden, die Wirtschaft der halben Welt aufkaufenden Japan von 1990 ist kaum denkbar.

Idealisiertes Japanbild

Hat also Dohm in allen wesentlichen Punkten Recht gehabt, während Kämpfer durch die Geschichte widerlegt worden ist? Zwei Gründe lassen zumindest Zweifel aufkommen. Von den beiden Autoren kann man Kämpfer mit Fug als Japankenner bezeichnen. Dohm hingegen hatte Japan nicht nur nicht gesehen, er hatte auch wenig darüber gelesen. Vielmehr wandte er einfach einige allgemeine, scheinbar direkt von der Vernunft vorgegebene Prinzipien und die ihm aus Europa geläufigen Massstäbe schematisch auf einen «Fall» an, woraus sich dann bestimmte «Lehren» und Forderungen ergaben. Kämpfers Position war 1779 noch keineswegs hoffnungslos veraltet. Immerhin brachte Kant 1795 in seiner Schrift zum ewigen Frieden angesichts der «Gewalttätigkeit» der

Europäer grosses Verständnis für die japanische Haltung auf.

Der zweite Faktor ist mehr dialektischer Natur. Es ist immerhin auffällig, dass der ausser-europäische Staat, der den europäischen und den von Europäern gegründeten und beherrschten Industriestaaten mit dem weitaus grössten Erfolg nachgeeifert hat, ausgerechnet derjenige ist, der sich am längsten abgeschottet, den Handel und die Kontakte auf ein Minimum reduziert hat. Die Frage, ob der Erfolg wegen oder trotz dieser Politik eingetreten ist, liegt nahe. Denn andere Staaten, die sich früher und weit stärker geöffnet haben oder unter europäischem Druck öffnen mussten, von China bis zum Osmanischen Reich, haben Japans Erfolg nie auch nur annähernd erreicht. Hier ist keine einfache Antwort möglich. Wer sie hätte, hätte damit auch gleich alle Probleme der Entwicklungsdiskussion gelöst. Zumindest aber sind einige Differenzierungen möglich.

Kämpfer malt zweifellos ein schon für die damaligen Verhältnisse idealisiertes Japanbild. Sein Ideal ist ein Zustand, der sich in alle Ewigkeit gleich bleibt, nachdem er im 17. Jahrhundert mit der Reichseinigung einmal erreicht worden ist. Dem setzt Dohm eine unserer modernen Welt sicher eher gerecht werdende dynamische Vorstellung entgegen. Wer sich nicht öffnet und anpasst, der verpasst den Anschluss und stagniert nicht nur wirtschaftlich, sondern auch geistig, gesellschaftlich und politisch.

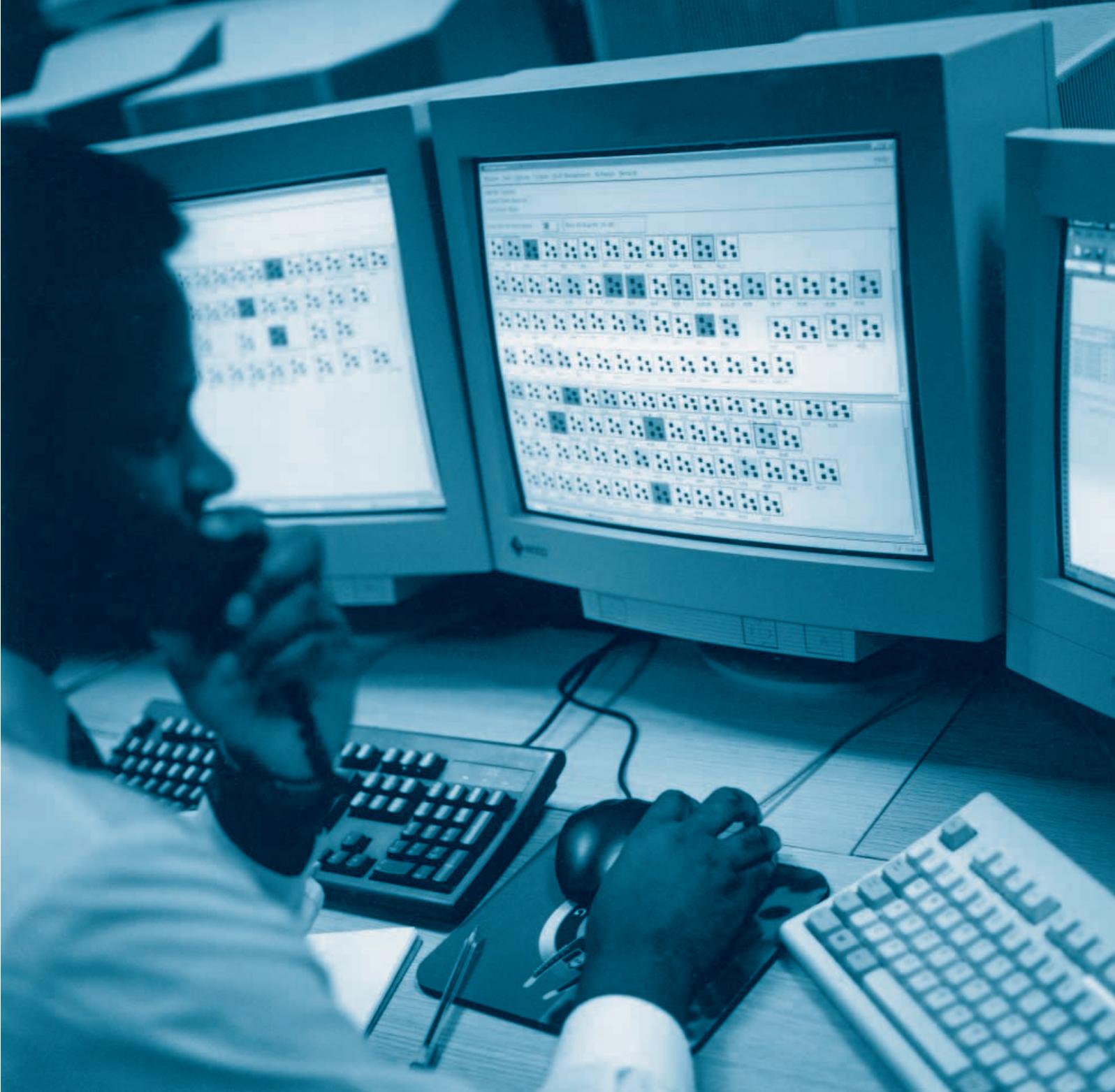
Doch was in dieser allgemeinen Form gilt, gilt nicht auch automatisch für den Einzelfall. Wird die Anpassung ausschliesslich von aussen auferlegt, so kann sie mehr Verluste als Gewinne bringen. Die Öffnung verschafft dann zwar anderen Staaten und Völkern grosse Vorteile, etwa durch günstige Rohstoffe oder durch Absatzmärkte für ihre Industrieprodukte. Sie kann aber auch Verluste für

das «geöffnete» Land bringen, sowohl in wirtschaftlicher Hinsicht, indem den abfliessenden nicht in gleichem Masse zufließende Reichtümer entsprechen oder indem die Handelsgewinne unproduktiv verwendet werden, als auch in politischer Hinsicht, indem die Unabhängigkeit ganz oder teilweise verloren geht und an ihre Stelle direkte oder indirekte Kolonialherrschaft tritt.

Staatliche Selbstbesinnung

Gerade die Geschichte der europäischen Eroberung der Welt zeigt, dass auch Kämpfer ein Stück weit recht hatte, dass die Völker sich, wenn sie sich näher kommen, nicht nur gegenseitig bereichern, sondern auch miteinander kämpfen. Manches spricht dafür, dass es für Japan ein Vorteil war, die Öffnung des Landes hinausschieben zu können, wobei es selbstverständlich auch von seiner Inselfrage profitierte. 1854 war es ein in sich gefestigter Nationalstaat, der der westlichen Herausforderung selbstbewusst und erfolgreich begegnen konnte. Zwei oder gar zweieinhalb Jahrhunderte vorher hätte intensiver Kontakt mit dem Westen das Land möglicherweise zum Spielball der Europäer gemacht.

Um auf Dohm und Kämpfer zurückzukommen: langfristig hat vermutlich Dohm Recht. Kein Staat und kein Volk kann sich der voranschreitenden Ausdehnung der Weltwirtschaft auf Dauer entziehen. Aber die Einbeziehung ist nicht automatisch ein Vorteil und Gewinn. Damit beides eintreten kann, muss sich der betreffende Staat – und hier liegt die Bedeutung und Berechtigung von Kämpfers Position – zuerst auf sich selbst besinnen und konzentrieren. Nur aus einer relativ selbstgenügsamen Position heraus hat er eine Chance, im Wechselspiel des weltweiten Austausches nicht unter die Räder zu kommen und sich eine halbwegs gleichberechtigte Position zu wahren.



© 1998 Daniel Schwartz / Lookat

Digitales Geld.

Überwachung von Finanztransaktionen im Netz eines Glasfaserkabel-Anbieters. Die Quadrate symbolisieren sogenannte Stadtschlaufen, die kleinen Vierecke Kunden wie Investment-Häuser. London.